

Mitteilungen

Irene Sebestyén-Németh 1890—1978

Irene Sebestyén wurde am 27. Mai 1890 in Nagyenyed im heute zu Rumänien gehörenden Siebenbürgen als Tochter eines Gymnasiallehrers geboren. Ihre akademischen Studien begann sie i.J. 1911 an der Universität Budapest und promovierte schon 1916 in finnisch-ugrischer Sprachwissenschaft. Im darauffolgenden Jahr heiratete sie den bekannten Turkologen Prof. Gyula Németh. Nachdem sie eine kurze Zeit als Lehrerin an einer Mädchenschule sowie in der Bibliotheksbranche tätig gewesen war, kam sie i.J. 1944 als Privatdozentin an die Universität Budapest. Kandidat der Sprachwissenschaften wurde sie 1952 und 1956 erhielt sie die Doktorwürde der Sprachwissenschaften. Der Titel eines Universitätsprofessors wurde ihr i.J. 1956 verliehen. Nach kurzer Krankheit verstarb sie am 4. August 1978 in Szeged.

Während des Studiums von Irene Sebestyén-Németh erschienen in Ungarn zwei wichtige Untersuchungen über das Attribut, und zwar Zsigmond Simonyi "A jelzők mondattana" (1913) und Manó Kertész "Finnugor jelzős szerkezetek" (1914). Erstere behandelte fast ausschliesslich das Ungarische, letztere dagegen die anderen fin. Sprachen mit Ausnahme des Ostseefinnischen und Lappischen. Die Arbeit von Irene Sebestyén-Németh, "Finn jelzős szerkezetek" (NyK XLIV, 44 S.; 1916), die auch Hinweise auf die Vertretung im Estnischen enthält, ergänzt diese Veröffentlichungen in verdienstvoller Weise. Die Abhandlung teilt sich in zwei Teile, die Verwendung der Partizipien als Adjektivattribut und das Substantivattribut. Interessant sind auch die darin geäusserten sprachgeschichtlichen Folgerungen. Die Verfasserin vertritt die Ansicht, nach dem Zeugnis der anderen fin. Sprachen sei die für das Finnische charakteristische Kongruenz mit dem Bezugswort sekundär; diese Erscheinung habe sich wahrscheinlich unter dem Einfluss der baltischen oder altgermanischen Sprachen entwickelt. Für Relikte des alten Standes hält sie die sog. flexionslosen Adjektive, die keine Kongruenz kennen, wie *aika* 'tüchtig, recht, gross', *ensi* 'erst-', *eri* 'verschieden', *joka* 'jeder', *kelpo* 'tüchtig', *koko* 'ganz', *nyky* 'jetzig', *pikku* 'klein', *viime* 'letzt'. Wie auch in den anderen fin. Sprachen

geht im Finnischen das Attribut dem Bezugswort voran, mit der Ausnahme, dass anstelle der regelmässigen direkten Wortfolge in bestimmten Konstruktionen das Attribut stets nach dem Bezugswort steht, z.B. *eukkoraukka* 'arme Alte', *silmäpuoli* 'einäugig'. Ein anderes Charakteristikum der finnischen Sprache ist nach der Verfasserin der umfangreiche Gebrauch der Apposition, z.B. *koira hyvin suuri* 'ein Hund, sehr gross', *sydämessä katumus kylmä ja musta* (A. Kivi) 'im Herzen die Reue, kalt und schwarz'. Die Verfasserin ist der Meinung, dass auch das Material der finnischen Sprache die Annahme Simonyis unterstützt, wonach die Appositionskonstruktion sehr alt ist, älter sogar als das dem Bezugswort vorangehende Attribut. Früher hat das flexionslose Adjektivattribut zweierlei Wortfolge haben können: *suuri talossa* 'in einem grossen Haus' (vgl. *pikku talossa* 'in einem kleinen Haus') und *talossa suuri*. Wenn das Adjektiv jedoch als Apposition stand, erhielt es die gleiche Kasusendung wie das Bezugswort: *talossa suuressa*. Die auf fremdem Einfluss beruhende Kongruenz von Attribut und Bezugswort richtete sich umso leichter auf die mit indirekter Wortfolge gebildete Adjektivattributkonstruktion, als die Appositionskonstruktionen bereits das Modell lieferten für die Ausstattung des nach dem Bezugswort stehenden Attributs mit der Kasusendung. Die Entwicklung verlief also folgendermassen: *talossa suuri* > *talossa suuressa*. Die Kongruenz setzte sich also ausgehend von den Attributen mit indirekter Wortfolge auch bei denen durch, die dem Bezugswort vorangingen.

I.J. 1927 veröffentlichte Irene Sebestyén-Németh eine kurze, durch den Umfang ihres Themenkreises besonders bemerkenswerte Studie: "A finnugor alárendelés kérdésehez" (MNy. XXIII, 6 S.). Es werden solche konjunktionslosen untergeordneten zusammengesetzten Sätze behandelt, die in den deskriptiven Grammatiken und sprachwissenschaftlichen Untersuchungen meist als logische Unterordnung bezeichnet werden. Unter Hinweis auf ihre Belege aus allen fiu. Sprachen und auch aus dem Samojedischen folgert die Verfasserin, dass es in der fiu. Ursprache zweierlei Unterordnung gegeben hat: 1. die reine Unterordnung, die auf psychologischen Ursachen beruht und wo Haupt- und Nebensatz gemeinsam eine einzige vollständige Vorstellung ausdrücken; 2. die auf Nebenordnung zurückgehende Unterordnung, wo beiden Gliedern des zusammengesetzten Satzes eine vollständige Vorstellung entspricht. Die Verfasserin akzeptiert die Auffassung von Hermann Paul, wonach die unbezeichnete bzw. sog. reine Hypotaxe als älteste Form der Unterordnung anzusehen ist. Auf fiu. Seite ist sie u.a. vertreten in mordw. *mon näinä, saj* 'ich sah, [dass er] kommt'.

Nach einer langen Pause nahm Irene Sebestyén-Németh erneut Stellung zu einigen Erscheinungen, die sie in ihrer Studie über die Attributkonstruktionen untersucht hatte. Der im Jahre 1953 er-

schienene Artikel "Beiträge zum Problem der protolappischen Sprache" (ALH III, 32 S.) zeigt, dass sich die Autorin nach dem zweiten Weltkrieg hervorragende Kenntnisse in den samojedischen Sprachen angeeignet hatte; der Aufsatz erhellt wichtige Fragen der Syntax. Aus dem Samojedischen werden reichlich Belege angeführt für die Kongruenz von Attribut und Bezugswort und für die determinierende Verwendung der Possessivsuffixe. Die Verfasserin nimmt an, die Kongruenz von Attribut und Bezugswort beruhe gerade auf der determinierenden Verwendung der Possessivsuffixe. Sie sagt sich von ihrer früheren Auffassung los und meint, es läge kein zwingender Grund vor, "die Übereinstimmung des Attributs und des Regens in Zahl und Kasus in den finnischen attributiven Konstruktionen als Ergebnis indoeuropäischen (alten baltischen oder germanischen) Einflusses aufzufassen".

Sie schliesst sich der seinerzeit allgemeinen Auffassung über die samojedische Herkunft der Lappen an und hält es für möglich, dass diese auf dem Prinzip der Determinierung basierende Kongruenz aus der samojedischen Sprache, die die Lappen vor dem Sprachwechsel sprachen, in die Sprache der Vorfahren der Finnen übergegangen ist. Sie verzichtet ebenfalls auf eine frühere Anschauung, wenn sie erwähnt, dass die samojedischen Sprachen keine Bestätigung für Simonyis Annahme bringen, wonach die appositionelle Konstruktion ursprünglicher sei als die der vorangehenden Attributive.

Die Untersuchung "Die possessiven Fügungen im Samojedischen und das Problem des uralischen Genitivs" (ALH VII, 98 S.; 1957) behandelt Fragen, die im Schaffen der Autorin eine recht zentrale Stellung erhielten. Die älteste possessive Fügung sah ihres Erachtens so aus, dass das possessive Attribut (Nomen *possessoris*) und das den Besitz bezeichnende Nomen (Nomen *possessi*) ohne Endungen nebeneinanderstanden. "Ein Teil der Belege bezeugt, dass zwischen dem substantivischen qualifizierenden Attribut und dem Possessivattribut ursprünglich kein Unterschied bestand." Aus dem Jurakischen werden zahlreiche Belege für unbezeichnete postpositionale Fügungen angeführt. Im Selkupischen und Kamassischen begegnen sie selten. In Einzelfällen kann auch ein Personalpronomen in Nominativform als Possessivattribut auftreten. Neben diesen seltenen Konstruktionen gibt es auch mit Possessivsuffixen versehene Nomina. Vom sprachgeschichtlichen Standpunkt aus gesehen handelt es sich dabei um Komposita, die aus der Verbindung von Nomen und Personalpronomen entstanden sind. Ein einsilbiges Pronomen war möglicherweise die Apposition des Nomen *possessi*. Mitunter begegnende Konstruktionen wie *man' nū* 'mein Sohn', die ein Pronominalattribut, aber keine Possessivsuffixe aufweisen, sind wahrscheinlich später entstanden als Fügungen, in denen die Stammform des Personalpronomens als Apposition

gestanden hat. Der Konstruktionstyp *mañ puχū, tsàrni* "mein Weibchen", der sowohl ein Pronominalattribut als auch ein Possessivsuffix enthält, dürfte ebenfalls spätere Formen vertreten und diene wahrscheinlich schon anfangs zur nachdrücklichen Hervorhebung des Besitzers. Ähnliche Fügungen finden sich in selkupischen und kamassischen Texten. Das Nomen *possessoris*, das Nomen *possessi* oder selten beide zusammen können ein Possessivsuffix erhalten. Die im Auslaut des possessiven Attributs stehenden Nasale *n, η, m*, die nicht konsequent begegnen, werden in der Untersuchung als phonetisch bedingte, unorganische Schleiflaute oder als ursprünglich zum Wortstamm gehörende Elemente erklärt. Desgleichen sei der im Auslaut des Nomen *possessoris* mitunter hörbare Kehlkopfverschluss ein Überbleibsel entweder des geschwundenen Auslautvokals oder eines Suffixes, gehe aber in keinem Fall eindeutig auf das ursprüngliche Genitivsuffix *n* zurück. Die Verfasserin gehört zu den wohl in der Minderheit befindlichen Forschern, deren Meinung nach es in der uralen Sprache überhaupt keinen *n*-Genitiv gegeben hat. Die Endung *n* des Nomen *possessoris* im Jurakischen und Selkupischen könnte auch – als nachdrückliches Ausdrucksmittel – den ursprünglichen *n*-Dativ vertreten. In den gleichen Sprachen kann der auch ein *n*-Element enthaltende Lokativ den Besitzer ausdrücken.

In ihrer Dissertation behandelt Irene Sebestyén-Németh unter dem Titel "Attributive Konstruktionen im Samojedischen" (ALH IX, 81 S.; 1959) die Attributkonstruktionen des Samojedischen vom Standpunkt der uralischen Grundsprache, wodurch die Untersuchung sprachgeschichtlich sehr bedeutungsvoll wird. Der Verfasserin zufolge waren die Wortarten im Anfangsstadium der uralischen Ursprache noch nicht differenziert, es gab nur das neutrale Wort. Dennoch entwickelten sich bereits in dieser Sprache später Nomen und Verbum getrennt; zusätzlich dazu existierten als Erbe der älteren Periode die in Doppelfunktion auftretenden Nomenverba. Die Verfasserin schliesst sich nicht der Ansicht von Ravila an, wonach das Verhältnis Subjekt-Prädikat entstanden sei aus dem Verhältnis Attribut-Beziehungswort, sondern sie ist wie Pais und Bárczi der Auffassung, der ein Subjekt-Prädikat -Verhältnis enthaltende zweigliedrige Satz sei ursprünglich. Mit anderen Worten: das Verhältnis Rectum-Regens habe sich aus dem Verhältnis Subjekt-Prädikat entwickelt. So sei beispielsweise der jurak. Satz *side atsekñh* 'zwei Knaben sind es' (wörtl. "zwei Knabe") ein direktes Erbe aus jener Zeit, da ein solcher Satz aus Numeralsubjekt und Nominalprädikat bestand. In der ural. Sprache bestand noch kein Unterschied zwischen Substantiv und Adjektiv; man kann nur von Nomina sprechen. "Jene Ableitungssuffixe uralischen Ursprungs, denen nach unserem heutigen Sprachgefühl eine adjektivbildende Rolle zukommt, waren

in der uralischen Ursprache teils denominalen Suffixe, die der Ableitung eine spezialisierende Bedeutung verliehen, teils aber waren sie Verbalnomensuffixe." Dagegen gab es in der *fiu.* Ursprache zahlreiche Ableitungssuffixe uralischer Herkunft, die schon verschieden eine adjektivbildende Funktion erfüllten. Im Samojedischen begegnen auch nachgestellte Attribute, die von der Regel "Rectum vor Regens" abweichen und nach Meinung der Verfasserin nicht in genetischen Zusammenhang mit den entsprechenden *fiu.* Erscheinungen zu bringen sind. Die als dritte Gruppe behandelte samojedische Apposition unterscheidet sich vom nachgestellten Attribut darin, dass sie eigene Betonung und eigenen Sprechakt besitzt. Aufgrund des samojedischen Materials kann nicht entschieden werden, welche Konstruktion älter ist, das nachgestellte Attribut oder die Apposition.

In der Abhandlung "Zur Frage der determinierenden Deklination im Juraksamojedischen" (ALH X, 39 S.; 1960) stellt die Verfasserin eingangs fest, dass in der determinierenden (einer anderen Benennung nach prädestinierenden) Deklination des Jurakischen als Grundwort in allen Fällen die determinierend verwendete, mit dem Possessivsuffix der 3. Sg. versehene Form benutzt wird, an die dann die Possessivsuffixe der einzelnen Personen treten. Bei der diesbezüglichen Flexion unterscheidet sie drei Kategorien, nämlich den Nominativ, Akkusativ und Dativ, und sieht das Wesentliche darin, dass das Prädikat der determinierenden Formen ein Desiderium ausdrückt (in Wirklichkeit finden sich jedoch Fälle, wo das Prädikat keinen Wunsch o.ä. ausdrückt). Die Verfasserin konzentriert sich auf die Analyse von Auftreten und Ursprung der determinierten Formen der 1. Sg. des Jurakischen, die formell vier Typen vertreten.

Ihre bereits früher geäußerte Behauptung, in der ural. Ursprache habe es keinen mit dem Suffix *n* gebildeten Genitiv gegeben, wiederholt die Verfasserin in dem Aufsatz "Zum Problem des samojedischen und des uralischen Genitivs" (MSFOu 125, 20 S.; 1962). Unter besonderer Berücksichtigung der aus dem Waldjurakischen veröffentlichten Texte ist sie der Ansicht, dass es auch in diesem Dialekt keinen Vertreter des *n*-Genitivs gibt. Die wie Genitive aussehenden Nomina possessoris im Selkupischen wiederum seien Dative oder Fortsetzungen des Lokativsuffixes **na*, **ne*.

Viel Wertvolles ist in dem Artikel "Zur juraksamojedischen Konjugation" (FUF XXXVIII, 89 S.; 1970) enthalten. Zunächst wird das Nomenverbum behandelt, sodann die Verbalstämme. Als generelle Beobachtung zum Konjugationssystem des Jurakischen schreibt die Autorin, dass es dort weder Tempora noch Modi im selben Sinn wie in den *fiu.* Sprachen gibt. Charakteristisch für das System sei eine strenge und konsequente Unterscheidung von

Realität und Irrealität. "Für das Juraksamojedische ist die Konjugation nichts anderes als eine Systematisierung der Erscheinungsformen der Verbalnomina mit prädikativer Funktion."

Der Aufsatz "Zum Gebrauch des Duals und des Plurals im Juraksamojedischen" (FUF XXXIX, 44 S.; 1972) bringt ein reichhaltiges Belegmaterial, wodurch unser früheres Bild von der Verwendung der Numeri im Jurakischen um weitere Merkmale ergänzt wird. Hinsichtlich des Duals stimmt das Endergebnis der Betrachtung mit Ravilas Beobachtung an den oburgischen (und teilweise auch samojedischen) Sprachen überein, dass "obgleich da der Dual auch bei Substantiven begegnet, der Dualgebrauch trotzdem in hohem Grade von ähnlicher Art wie im Lappischen ist. Der Dual kommt hauptsächlich beim Prädikat, bei den Pronomina und Possessivsuffixen vor". Für den Plural rekonstruiert die Autorin das Element **je(i)*, das "im Prädikat auf das pluralische (und ziemlich oft dualische) Objekt, in der possessiven Deklination auf den pluralischen Besitz hinweist", und meint, es handle sich um dasselbe **je(i)*, das in der pluralischen Grundform der juraksamojedischen Nomina die Pluralität bezeichnet.

Noch einmal behandelt die Verfasserin die Suffixe mit dem Element *n*, mit denen sie sich in verschiedenen Zusammenhängen bereits auseinandergesetzt hatte, und zwar nun unter dem Titel "Lokativ und Lativ im Juraksamojedischen" (MSFOu 150, 11 S.; 1973). Sie führt alle diese Suffixe auf das uralische Lokativsuffix **na/nä* zurück. Daraus habe sich "sehr früh" der Dativ-Lativ mit dem Suffix *n* entwickelt. In einer solchen jurakischen Konstruktion wie *ūdān p̄arkk̄p̄* 'Finger [Gabelung der Hand]' z.B. sei die auf *n* ausgehende Form ein Lativ-Dativ, was die Länge des vor dem *n* stehenden Vokals anzeige.

In ihrer letzten umfangreichen Untersuchung "Possessive Personalsuffixe Sg., Pl. 1. und Sg., Pl. 2. im Juraksamojedischen" (ALH XXVI, 50 S.; 1978) analysiert Irene Sebestyén-Németh sorgfältig die im Titel genannten Suffixe (sowohl die Possessivsuffixe als auch die Personalendungen); einige für die allgemeine Uralistik wichtige Äusserungen seien hier wiedergegeben. Den Charakter des auch finnischugrischerseits bekannten Plurals mit *n* führt die Verfasserin auf die Form **na ~ *nε (*ne)* zurück und möchte pronominalen Ursprung dafür annehmen, vgl. fi. *ne* 'sie'; demonstr. 'die, diejenigen, dieselben'. Die alte Streitfrage, ob es in der uralischen Ursprache einen *m*-Akkusativ gegeben hat, beantwortet sie negativ und schliesst sich jenen Forschern an, die die Akkusativendung auf das Possessivsuffix der 1.Sg. zurückführen. Unnötig wirkt die Annahme, der wogulische Akkusativ auf *-m̄* sei eine Entlehnung aus dem Jurakischen. Andererseits soll die jurakische Endung der 2.Sg. (*n*) aus dem Wogulischen entlehnt sein, was ebenfalls nicht wahrscheinlich anmutet.

Es sind hier nur die umfangreichsten bzw. wichtigsten morphologisch-syntaktischen Untersuchungen von Irene Sebestyén-Németh zur Sprache gekommen. Viele andere Arbeiten, die für die allgemeine Uralistik vielleicht nicht die gleiche Bedeutung haben, sind unerwähnt geblieben.

Der zweite sprachwissenschaftliche Bereich, auf dem Irene Sebestyén-Németh sichtbare Erfolge erzielte, vor allem bevor sie sich der Samojedologie zuwandte, war die Etymologie. Insbesondere interessierte sie sich für die sprachwissenschaftliche Paläontologie, und die meisten ihrer Wortvergleiche sollten die Frage der uralischen bzw. finnisch-ugrischen Urheimat erörtern helfen. Natürlich zog sie für ihre Schlussfolgerungen auch bereits bekannte Etymologien heran. So entstanden die Veröffentlichungen "Az uráli nyelvek régi halnevei" (NyK XLIX, 97 S.; 1935) und "Fák és fás helyek régi nevei az uráli nyelvekben" (NyK LI—LII, 111 S.; 1943), deren Ergebnisse, ergänzt durch eine Analyse der Vogel- und Säugetiernamen in den uralischen Sprachen, in dem Aufsatz "Zur Frage des alten Wohngebietes der uralischen Völker" (ALH I, 74 S.; 1952) zusammengefasst wurden. Die uralische Urheimat sieht die Autorin in dem Gebiet, das im Süden vom Oberlauf der Kama begrenzt wird, im Osten vom Ural, im Norden vom Ober- und Mittellauf der Petschora und von der Izma sowie im Westen vom Ober- und Mittellauf der Wytschegda. Die finnisch-ugrische Urheimat hätte sich wiederum teils in derselben Gegend befunden wie die uralische, ohne jedoch so weit nach Norden zu reichen. Die südlichste Grenze wäre ungefähr beim Fluss Tscheptsza verlaufen. Das Gebiet vom mittleren Lauf der Wolga bis in die Gegenden von Oka und Kama, wo Setälä die finnisch-ugrische Urheimat suchte, hätte nicht den Finnougriern, sondern ihren südlichen Nachbarn, den Ariern, als Wohnraum gedient. Irene Sebestyén-Németh stützte sich bei ihren Schlussfolgerungen auf ein sehr umfangreiches Wortmaterial, das jedoch im Lichte unserer heutigen Kenntnisse ziemlich viel veraltete bzw. unsichere Etymologien enthält.

Neben ihrer wissenschaftlichen Tätigkeit ist Frau Prof. Sebestyén-Németh auch besonders deshalb zu würdigen, weil sie ein grosser Finnlandfreund war und die finnische Kultur in Ungarn bekannt gemacht hat. Ihren eigenen Worten nach erwachte ihr Interesse für Land und Leute der Verwandten im Norden bereits in der Schulzeit, als sie eine ungarische Ausgabe des Kalevala in die Hand bekam. Auf ihren zahlreichen Finnland-Reisen, die 1912 begannen und bis Anfang der dreissiger Jahre anhielten, lernte sie die finnische Sprache vollständig beherrschen, machte sie sich mit der finnischen Kultur vertraut, vor allem mit der Belletristik, und schloss Bekanntschaften mit hiesigen Forscherkollegen. Von ihr stammen Schilderungen Finnlands und der besten finnischen Schriftsteller für die Leser ungarischer Zeitungen und Lexika. sie

hat die Literatur und die Kunst Finnlands in zahlreichen Reden und Vorträgen behandelt, hat das Schaffen finnischer Forscher in wissenschaftlichen Zeitschriften vorgestellt und an der Universität Budapest Finnisch unterrichtet. Den grössten Dienst hat Prof. Sebestyén-Németh Finnland damit erwiesen, dass sie eine grosse Anzahl finnischer Belletristik profiliert ins Ungarische übertrug: Romane von Johannes Linnankoski, Arvid Järnefelt, F.E. Sillanpää, Urho Karhumäki, Mika Waltari und Yrjö Kokko sowie Novellen von Juhani Aho, Järnefelt und Sillanpää u.a. In Finnland veröffentlichte Frau Prof. Sebestyén-Németh das Buch "Unkarin kielienopas omin päin opiskeleville" (185 S.; 1932), wo die Lesestücke aus Sándor Petöfis schönsten Gedichten ausgewählt sind. In Anerkennung ihrer Leistungen wurde Frau Prof. Sebestyén-Németh zum ausländischen Mitglied der Finnischen Literaturgesellschaft, der Finnisch-ugrischen Gesellschaft und der Kalevala-Gesellschaft berufen.

Die bewundernswerte Vitalität und Arbeitsfähigkeit von Irene Sebestyén-Németh blieben ihr fast bis in ihre letzten Lebenstage erhalten. Jedem, der sie kennengelernt hat, wird sie als freundlicher und taktvoller Mensch in steter Erinnerung bleiben.

ERKKI ITKONEN

Kustaa Vilkuna 1902—1980

Kustaa Vilkuna, Mitglied der Akademie Finnlands, starb im Alter von 77 Jahren am Ostersonntag, den 6.4.1980. Seine sonst eiserne Gesundheit hatte schon in den letzten Jahren etwas nachgelassen, der Tod aber kam dennoch plötzlich und unerwartet; nur zwei Wochen war es her, dass die Kollegen Vilkuna aktiv und voller Ideen bei der monatlichen Zusammenkunft der Finnisch-ugrischen Gesellschaft getroffen hatten.

Kustaa Vilkuna wurde am 26.10.1902 als Sohn eines Hofbesitzers im Kirchspiel Nivala in Mittelostbottanien geboren. Auch er konnte — wie es bei Bauernsöhnen manchmal der Fall war — die Schule erst etwas später besuchen: seine diesbezügliche Begabung war bereits aufgefallen. Fast klassisch ist die Geschichte davon, wie man ihn mitten in den landwirtschaftlichen Arbeiten des Spätherbstes vom Feld in die Schule im Kirchdorf holte, die die Schüler auf das Gymnasium vorbereitete. Die Reifeprüfung legte er i.J. 1923 am Gymnasium von Lapua ab.

An der Universität Helsinki begann Vilkuna mit dem Studium der finnischen Sprache und Literatur; in diesem seinen Hauptfach